

Transzendente Ökonomik*

Bemerkungen zur Ökonomisierung der Wissenschaften

Ulrich Thielemann, Institut für Wirtschaftsethik der Universität St. Gallen

Wir leben im Zeitalter der Ökonomisierung. Und die Ökonomisierung macht auch vor den Universitäten nicht halt. Diese sind sogar bevorzugtes Feld der Ökonomisierung, denn da sind die Ökonomisierungsspielräume besonders hoch. Ökonomisierung heißt: Elimination marktfremder Gesichtspunkte bzw. aller „betriebsfremder Interessen“ (Max Weber), wie sie für je unterschiedliche Lebenssphären charakteristisch sind, durch einen einzigen Gesichtspunkt: die marktliche Performance. Dabei ist der Markt weiter zu fassen als der Bereich geldvermittelten Tausches, wenn dieser auch das Paradigma des Marktes bildet. Entscheidend ist, daß die Kommunikation von Gründen auf Constraints, vom kommunikativen aufs strategische Handeln (J. Habermas) umgestellt wird und Wissen nur noch in der Form von Verfügungswissen (J. Mittelstrass) vorkommt, dem Orientierungs- und Reflexionswissen jedenfalls keine Verbindlichkeit mehr zukommt.

Diese Definition macht bereits deutlich, warum die Institutionen, die sich auf die „Schaffung“ von Wissen spezialisiert haben, ein herausragendes Feld der Ökonomisierung und gleichsam dessen Vollendung bilden. Wenn das Wissen ökonomisiert ist, dann machte es keinen Sinn mehr, nach der *Vernünftigkeit* der Ökonomisierung, etwa nach ihren Grenzen, zu fragen. Die Forschung stünde vielmehr im Dienst der Profilierung des Forschenden – man wählt diejenigen Forschungsthemen und -inhalte, *um* in die „richtigen“, renommierten, „anerkannten“ Fachzeitschriften zu gelangen. Oder sie stünde im Dienst der „Kunden“ – etwa von Unternehmen, die spezifische Beratungsdienste nachfragen, auf die die „Forschung“ gezielt zuzuschneiden ist, um an die „Drittmittel“ (die dann einfach Forschungsmittel heißen) heranzukommen. Auch die Lehre stünde im Dienst von Kunden – vor allem der Studierenden, die in effizienter, zeitsparender Weise diejenigen Lehrinhalte vermittelt bekommen möchten, die ihre Fitness auf den Arbeitsmärkten stärkt.

Die Ökonomisierung der Wissenschaft bzw. der Universität, überhaupt der Bildungseinrichtungen wurde bislang vor allem institutionell beleuchtet und kritisiert. Daß da ein *Zusammenhang* besteht zwischen der Ökonomisierung der organisatorischen Form und der Ökonomisierung der Inhalte bzw. der Sinnorientierung des „Unternehmens“ Wissenschaft, wird dabei zumeist vernachlässigt.

Ökonomisierung der Form

Zur Ökonomisierung der Form gehört nicht nur die Umwandlung der Universität in eine Unternehmung mit Vorstand (Rektor) und Aufsichtsrat (Universitätsrat) – wobei bislang allerdings das Unternehmensziel, dem der Hochschulbetrieb als Mittel dienen soll, noch nicht völlig geklärt ist. Es gehört hierzu auch die Umwandlung der Studenten in Kunden. Die Annahme, daß damit das Lehrangebot auf die Bedürfnisse der Studierenden ausgerichtet würde, widerspiegelt allerdings nur der halben Wahrheit. „Sind Studenten Kunden, ist das Ergebnis eine gut vorbereitete Vorlesung und eine anspruchsvolle und engagierte Hörschaft an Hochschulen, denen die Qualität des Unterrichts am Herzen liegt“ (J. Kay). Die erste Konsequenz ergibt sich etwa daraus, daß die Dozenten bei ‚schlecht vorbereiteten Vorlesungen‘ eine schlechte Evaluation durch die Studierenden erhalten, was der Vita vermutlich nicht förderlich ist oder gar zu Gehaltseinbußen führt. Die zweite, studentenseitige Konsequenz ergibt sich daraus,

* Erschienen in: Deutscher Hochschulverband (Hrsg.), Glanzlichter der Wissenschaft, Stuttgart 2004, S. 131-136, zuvor erschienen in: Forschung & Lehre, 7/2004, 358-360.

daß Kunden Zahlende sind. Wer nicht zahlen kann oder will, ist nicht Kunde. Und wer zahlt, möchte dafür eine entsprechende Gegenleistung.

Darum ist die Umwandlung von Studenten in Kunden beinahe zwingend mit der Einführung von Studiengebühren verknüpft. Die Kritik entzündet sich vor allem hieran. Es wird eine Klassengesellschaft befürchtet, die vorzugsweise dem Nachwuchs wohlhabender Familien die Aufnahme eines Studiums erlaubt, so daß sich die Einkommens- und Bildungsunterschiede über Generationen hinweg weiter verschärfen. Die Ökonomisierung wird hier vor allem zum Problem „sozialer Gerechtigkeit“ – der Verteilungsgerechtigkeit und der Chancengleichheit.

Dabei wird allerdings übersehen, daß sich dieses Problem durchaus bewältigen oder zumindest entschärfen läßt – etwa durch Bildungsgutscheine, Stipendien an besonders Begabte oder Darlehn. Großbritannien ist hier einen innovativen Weg gegangen, der dem Einwand gegen den Verzicht auf Studiengebühren Rechnung trägt, daß ansonsten, um es plakativ und exemplarisch zu formulieren, Facharbeiter (qua Steuern) Ärzte subventionieren. Großbritannien hat nämlich nicht starre, sondern variable Studiengebühren eingeführt, die erst nach dem Studium in Abhängigkeit von den Studienkosten und damit tendenziell in Abhängigkeit des erzielten Einkommens gezahlt werden. Damit wird nicht nur ein Zusammenhang zwischen der finanziellen Belastung der Studenten und ihrem zukünftigen Einkommen hergestellt, es ergibt sich auch eine gewisse Quersubventionierung von „lukrativen“ zu weniger lukrativen Studiengängen.

Insofern ist die britische Lösung sogar eine Ökonomisierung und eine Entökonomisierung in einem. Denn der Vorschlag anerkennt, daß ein Studium nicht nur darum aufzunehmen ist, *um* mit Hilfe der dort erworbenen „Skills“ später ein möglichst hohes Einkommen zu erzielen. Schließlich gehört es zu den unausgesprochenen Grundsätzen eines *wissenschaftlichen* Studiums, daß es dort *um die (wissenschaftliche) Sache* geht, auf die man sich eine Zeit lang einläßt. Die Seite der *Ausbildung* ist streng genommen ein Zusatz oder ein zufälliges Nebenprodukt jedenfalls eines wissenschaftlichen Studiums.

Ökonomisierung der Inhalte

Ob darin allerdings eine nachhaltige Anerkennung des nicht zu funktionalisierenden Eigenwerts der Wissenschaft verknüpft ist, darf wohl eher bezweifelt werden. Vielmehr ist zu erwarten bzw. ist beabsichtigt, daß die (wie gesagt sozialstaatliche heilungsfähige) Ökonomisierung der Form auf die Ökonomisierung der Inhalte durchschlägt. Hierzu gilt es sich den allgemeinen Trend zur Ökonomisierung vor Augen zu führen, der im Kern darauf hinausläuft, daß wir alle zunehmend zu „Lebensunternehmern“ werden, die „lebenslang“ in ihr eigenes „Humankapital“ investieren, um ihre Wettbewerbs- bzw. Arbeitsmarktfähigkeit zu erhalten bzw. überhaupt erst zu erlangen. Denn der Wettbewerb, so der Ökonom Helmut Arndt (1952) ist „ein Prozeß der Erziehung, der den Menschen antreibt, dem rationalen Menschen – und damit dem ‚homo oeconomicus‘ – ähnlich zu werden.“ Er ist zugleich das „einfache und einsichtige System der natürlichen Freiheit“ (Adam Smith), das den Zwang zum Unternehmertum, zur kalkulatorischen Einstellung der Welt gegenüber, als Ausdruck des freien Willens erscheinen läßt, da die Instanzlosigkeit des Marktes einen Urheber des Zwangs nicht erkennen läßt.

Dies ist der Hintergrund dafür, so der Ökonom Heinz Hauser, daß „Studentinnen und Studenten ihren Ausbildungsplatz immer mehr weltweit aufgrund der Qualitätsreputation und deren späteren Karrieremöglichkeiten“ auswählen. Auch wenn hier wohl noch eher der Wunsch (des Ökonomisierers) den Vater des Gedanken bildet, so ist dieser Beobachtung eine gewisse

Realitätsnähe doch auch nicht abzusprechen. Die Lehre und wohl auch die Forschung (denn Wissenschaft ist Lehr aus Forschung, J. Mittelstrass) auf die „Bedürfnisse der Nachfragenden“, d.h. der Studierenden auszurichten, bedeutet tendenziell, sie „den Anforderungen, die sie (die Studierenden, U.T.) auf dem Arbeitsmarkt werden erfüllen müssen,“ anzupassen (Kubli, R./Latzel, G).

Die „Kunden“ des „Gutes Bildung“, die von der „Unternehmung Universität“ bedient werden, sind also vielschichtiger Natur. Als Kunden kommen nicht nur Studierende in Frage, sondern auch Unternehmen, die technisches und sozialtechnisches Wissen bei Universitäten einkaufen, sowie der Staat, der den Standort pflegen will oder muß und dafür Bürger braucht, die über die „richtigen“ Fähigkeiten verfügen. Studenten sind dabei Kunden und Produktionsfaktoren zugleich (und auch Produkte). Denn „gute“ Studenten sind ein wesentlicher Faktor für die Reputation der Unternehmung Universität – auch auf dem Professorenmarkt, denn die Professoren sind ebenfalls als Kunden und auch als Produzenten ökonomisch relevant.

Die immer wieder geforderte „Autonomie“ der Universitäten ist in diesem Zusammenhang zu sehen. Damit ist ja nicht einfach eine Stärkung der Freiheit der Forschung gemeint – sondern tendenziell das Gegenteil: Spielräume, *um* sich an die Vorgaben der „Kunden“ auszurichten. Die Forderung, daß sich die Autonomie der Universitäten auch und insbesondere auf die Auswahl der Studierenden erstrecken müsse, spiegelt die ökonomische Doppelfunktion der Studierenden als Kunden und Produktionsfaktoren. Hierzu gehört auch die Vergabe von Stipendien an „Spitzenbegabte“. Universitäten werden zu Trainingscamps für Managementaspiranten und technische Spezialisten mit unternehmerischem Flair. Natürlich gehört zur Unternehmung Universität auch eine schlagkräftige Patentabteilung.

Eine weitere Form der Ökonomisierung bildet die „leistungsbezogene Besoldung“ der Professoren. Natürlich fragt sich, was eine *gute* „Leistung“, was Qualität in Forschung und Lehre ist und mit welchen Indikatoren diese gemessen werden kann. Bislang war die Qualität des wissenschaftlichen Arbeitens eine Frage des sachlichen Gehaltes eben dieser Forschung und der daraus fließenden Lehre selbst, ohne daß *externe* Kontrollmechanismen gegriffen hätten oder hätten greifen sollen. Nun stellt sich die Frage der Maßstäbe der „Evaluation“. Ernst Buschor, damals Erziehungsdirektor des Kantons Zürich und in der Schweiz Vorreiter des „New Public Management“, hat hierfür eine aus ökonomischer Sicht wohl denkbar konsequenten Vorschlag unterbreitet: Als Evaluationskriterium für die Performance des Lehrpersonals (und hier ließen sich Professoren wohl einbeziehen) schlug er das voraussichtliche zukünftige Einkommen der Schüler (bzw. Studenten) vor und deren Chancen auf dem Arbeitsmarkt. Beim Ranking von MBA-Programmen ist dies bereits Gang und Gebe. So bildet in der jährlich von der Financial Times durchgeführten Rangordnung die Höhe des Gehalts drei Jahre nach Abschluß des Studiums zusammen mit dem prozentualen Einkommenszuwachs, der durch das Studium erzielt werden konnte, ganz selbstverständlich das vorrangige Kriterium zur Beurteilung der Qualität von Business Schools bzw. Universitäten. Natürlich sind unter dem Stichwort „Value for money“ auch die je unterschiedlichen Kosten der Studienangebote zu berücksichtigen.

Häufig wird gegen das ökonomische bzw. ökonomistische Verständnis der Universität eingewandt, durch die Konzentration auf „kurzfristige“ ökonomische Erfolge würde die „Grundlagenforschung“ allzu sehr vernachlässigt. Der Einwand übersieht, daß aus einer konsequenten und umfassenden ökonomischen Sicht „Grundlagenforschung“ – der Begriff legt es bereits nahe – als Forschung zu begreifen ist, die nicht sogleich lukrative Produkte oder Produktionsmethoden entwickelt, sondern die Grundlagen *hierfür*. Man hat es eben mit einem „öffent-

lichen“ statt mit einem privaten Gut zu tun – aber mit einem Gut. Am Modus und Sinn der Ökonomisierung der Wissenschaften ändert dieser Einwand also nichts.

Auch wären die Stunden der Geisteswissenschaften innerhalb einer ökonomisierten Universitätslandschaft nicht zwingend gezählt. Peter Glotz, der sich vor einigen Jahren mit dem Vorschlag exponiert hat, besonders „leistungsstarke“ Universitäten in Aktiengesellschaften umzuwandeln, findet es „abwegig, das ganze Universitätssystem zu privatisieren und ‚Orchideenfächer‘ auf diesem Umweg durch Betriebswirtschaft und Informatik zu ersetzen.“ Schließlich hätten sich bestimmte Forschungsrichtungen „im Bereich der Humanwissenschaften durchaus bewährt.“ Worin diese ‚Bewährung‘ besteht, deutet Glotz mit dem Hinweis an, es gelte, „eine Liberalisierung des Stiftungsrechts und die gezielte Förderung von Stiftermentalität“ voranzutreiben. Ökonomisierung der Wissenschaften bedeutet, daß Forschung und Lehre *entweder* als Investitionen zu begreifen sind, also als Zahlungen, die einen Return on Investment versprechen, der die ursprüngliche Zahlung übersteigt, *oder* als Konsum. Da ein Return on Investment aus den Geisteswissenschaften beinahe definitionsgemäß nicht zu erwarten ist (da ihre Sache das Orientierungswissen ist), werden sie zu einer Frage privaten Konsums. Und dieser wird vermutlich eher Erbauliches nachfragen, am besten in Form knisternder Kaminfeuerphilosophie. Das gute Gefühl ersetzt die Vernunftkenntnis.

Transzendente Ökonomik

„Wettbewerb bringt Qualität“ – auf diese Formel bringt Peter Glotz das ökonomistische Credo, das nicht nur für die Wirtschaft, sondern auch für die Gesellschaft insgesamt bestimmend sein soll, insbesondere auch für die Wissenschaften als der wesenhaften Bastion kritischen Denkens. Es ist dies der metaphysische Glaube, daß der Wettbewerb als ein „Entdeckungsverfahren“ (Hayek) und nicht wie irdische Wesen bestimmen, was „Qualität“, was die „besseren Lösungen“, was gute Forschung, usw. kurzum: was vernünftig ist.

Über die Radikalität dieses Projekts, welches auf eine *Ökonomisierung des Denkens* hinausläuft, herrscht bislang weitgehende Unklarheit. Konsequenterweise zu Ende gedacht läuft diese Denkweise auf die Ablösung der Wahrheits- durch die Wettbewerbstheorie hinaus. Über die Gültigkeit wissenschaftlicher Aussagen entscheidet unter seiner Ägide nicht mehr der eben an dieser Gültigkeit orientierte Diskurs der scientific community, sondern der wettbewerbliche Markt. Über alle noch so weit reichenden Differenzen verschiedener wissenschaftlicher Schulen und Paradigmata hinweg (etwa zwischen hermeneutischen und positivistischen Strömungen) war man sich ja, zumindest performativ, darin einig, daß um die Sache gestritten wird, um der Erkenntnis willen selbstverständlich, und daß das bessere Argument, nicht das bessere Angebot den Ausschlag geben soll. Nun aber ist die Sache eine andere. Die Erkenntnis wird zum Mittel der ökonomischen Performanz.

Ob es zu diesem Wandel des Aggregatzustandes der Gesellschaft – nicht nur der Wissenschaft – hin zur Ökonomisierung des Denkens jemals kommt, ist wohl eher zu bezweifeln. Denn wir wachsen nicht als *Homines oeconomici* auf, sondern als fragende, wißbegierige und orientierungsbedürftige Wesen. Um der Vernünftigkeit und Autonomie unserer Orientierung willen gilt es allerdings, sich der Gefahr überbordender Ökonomisierungstendenzen bewußt zu werden. Es ist zu hoffen, daß die diskursiven Räume hierfür durchaus noch in Universitäten und nicht außerhalb ihrer anzutreffen sein werden.